

Koos Terpstra

Die Insel

Fragment

Seiten 5 – 20:

Übersetzung

Uwe Dethier

Ambo | Anthos

Amsterdam

Die Insel

Wo ich herkomme, war alles großartig.

Unendliche Strände, Wälder zum sich verlaufen. Herbststürme, nach denen man fassungslos raus kroch, kaum glauben könnend, es überlebt zu haben. Das Meer das immer da war, das reihenweise die Dünen wegriss und gegen den Deich antrieb, wie ein erregter Teenager, das aber auch glatt wie ein Spiegel auf uns lauern konnte. Wenn ein Gewitter kam, dann fing die Insel das ab, sperrte es ein und ließ es sich ausrasen, mit Geknall, bei dem wir uns die Hände auf die Ohren pressten, Blitzen, die die Nacht zum Tag werden ließen bis nichts übrig war und ein paar armselige Wölkchen ihren Weg in Richtung Festland fortsetzen konnten, wo sie keine Ahnung hatte, was diese Wölkchen kurz vorher angerichtet hatten.

Natürlich las ich von Welten wo es Tanzfeste gab, Menschen in prächtiger Garderobe die mit einem Glas in der Hand Konversation betrieben und lachten, Welten die schillerten und wo Leichtigkeit und Zivilisation herrschten, wo sich F. Scott Fitzgerald und Marcel Proust die Hand gaben, Picasso und Warhol sich ihre letzten Werke zeigten, wo Ideen grad so wichtig waren wie essen, wo sich die Rolling Stones und Schostakowitsch überboten und die Frauen Märchenwesen waren. So war das bei uns nicht. Erst viel später, als ich auch die andere Welt kennengelernt hatte und eine Wahl treffen konnte, konnte ich den Unterschied erkennen. Und natürlich entschied ich mich zuerst lieber für die andere Welt, das Besondere daran, sogar so, dass es Teil von meinem neuen Lebens wurde. Um noch viel später dahinter zu kommen, dass sich das Eine kaum vom Anderen unterschied, es kommt halt drauf an, wie man's betrachtet.

Was wir nicht hatten, war eine Grenze, so eine mit Grenzpfahl und Uniformierten daneben und ein Schild, auf dem stand: hier enden die Niederlande und beginnt Deutschland, beispielsweise. Bei uns war das diffuser: wo die See anfang, kam man nicht weiter, wo die See anfang, war die Insel zu Ende, dazu waren weder Schilder noch Uniformierte nötig. Man sah in der Ferne schon mal ein vorbeifahrendes Schiff. Wieder sowas. Bilder aus einer anderen Welt, die einen vor Erwartung und Abenteuer bibbern ließen. Als ich viel später in meinem Leben auf so einem Schiff anmusterte, schlug schon beim Verlassen des Hafens das Heimweh zu; oder Heimweh, vom Schiff aus sah ich jemand hinter dem Deich radeln, und ich wollte der Radler sein, und wusste gleichzeitig, dass ich, wenn ich der Radler wär, der Mann auf dem Schiff sein wollen würde, für immer buchstäblich zwischen den Stühlen. Wer einmal weggeht, der ist verloren. Bevor ich das wusste, musste ich allerdings erst viel älter und weiser werden.

Natürlich hätte ich auch Eltern gewollt die Schriftsteller waren. Oder Entdecker. Oder die große Feste gaben. Aber die Eltern hatte ich nicht. Ich hatte die Eltern die ich hatte, und ihre Welt lasse ich wieder auferstehen. Die Welt, wie sie einmal für mich gewesen ist. Und was ich nicht mehr wusste, hab ich mir ausgedacht, in der Sicherheit damit näher an die Wahrheit zu kommen.

Für ein Kind sind alle Strände unendlich und Wälder mysteriös, währt das Leben ewig und sind Erwachsene Menschen, die wissen was sie tun. Meine Insel war mein Leben. Da gibt's keine Entrinnen. Ich hab meine Jugend überlebt, frag mich nicht wie. Die Insel hat mich geformt und gerettet.

Und davon will ich erzählen.

Das Haus

Ich schaue mein Haus an. Ich stehe davor. Es wohnt jemand anders drin. Narzissen stehen im Garten. Die hat vielleicht noch mein Vater gepflanzt. Hier und da Narben an den Mauern. Die sind vielleicht noch von uns. Das ist unser Haus und das ist es nicht mehr. Es hat uns beschützt. Alle Wolkenbrüche, alle Stürme, die heißen Sommer. Ein Haus voller Erinnerungen. Es ist das Haus in dem ich aufgewachsen bin. Wenn man leise ist, kann man die Stimmen noch hören.

Die Geburtstage. Die Aufregung die man als Kind spürte. Die Vorbereitung. Zigaretten, die in ein Glas gestellt wurden, damit man sie sich leichter nehmen konnte. Das war ein unglaublicher Luxus. Keiner, der auch nur eine Sekunde drüber nachgedacht hätte, dass die Dinger lebensgefährlich waren. Andere Dinge waren lebensgefährlich. Das Leben war lebensgefährlich. Menschen starben. Und darüber wurde geredet, über die Menschen die starben, über die schrecklichsten Unglücke, Menschen die unters Pferd kamen, oder zerquetscht wurden, von irgendeiner Maschine. Da redete man damals drüber. Die Tanten und die Onkel. Das Haus strömte voll. Die Tanten die man nett fand und die Tante die streng waren. Tanten, die einen mit überwältigendem Spaß in ihrem Fleisch verschwinden ließen, aber auch tranige Tanten. Die eine per definitionem nicht lieber als die andere. Onkel, die sagten: ich hol alles raus was drin ist. Sich aber nicht mit dir beschäftigten. Andere, die dir eine freundschaftliche Backpfeife beim Reinkommen gaben. Die Onkel, mit Händen wie Kohlschaufeln, die wie dein Vater waren, aber doch anders. Sie rückten zusammen und du spürtest, dass es eine Verbindung gab, du fühltest, was Familie war, auch wenn du das noch nicht so benennen konntest, und sie selbst benannten es sicher nicht. Sie murmelten etwas, für andere unverständlich, für einander glasklar.

Dass deine Tante auch wirklich die Schwester von deinem Vater war, war etwas was ich mit meinem Jungenskopf nicht fassen konnte, weil Wachstum, und auch Erwachsensein, war noch etwas Unbegreifliches. Und auch, wer angeheiratet war und wer nicht, das war für mich, als Kind, etwas was nicht existierte. Wer wohl Schwester und Brüder waren und wer nicht, das gab es nicht. Dass sie ein Leben vor dieser Zeit gehabt hatten, dass sie einander alle gefunden hatten, und dass sie rettungslos verliebt gewesen sein müssen, manche, das gehörte nicht zu dem Bild, das du von ihnen hattest. Alles war was es war, für mich nicht wichtig, passiert vor meinem Startpunkt, es war stabil.

Was waren die Menschen alt als ich jung war.

Keine Sekunde lang hatte ich den Gedanken, dass ich auch so werden würde, aber ich bin so geworden. Ich und mein Bruder, so würden wir beisammen gesessen haben, wenn er noch gelebt hätte. Zwei Worte, kichern, Schweigen, manchmal was erwidern, totales Verständnis. Aber mein Brüderchen gibt's nicht mehr. Übrigens teilten wir das schon, er und ich, in unseren ersten Lebensjahren, das Verständnis. Ich selbst weiß nichts mehr davon, aber jemand hat mir erzählt dass mein Bruder, er war anderthalb Jahre jünger als ich, kein Niederländisch sprechen lernte. Wir waren immer zusammen und hatten eine Brabbelsprache in der wir uns vollkommen verstanden, und wenn er was über die Welt um uns herum wissen wollte, dann übersetzte ich das für ihn. Das wurde als unerwünscht gesehen, weil es seiner Entwicklung schadete, worauf man uns separierte. Und schließlich hat er Niederländisch gelernt wie alle. Auch damals gab es Grenzen, dafür was ging und sein durfte. Dass uns die Trennung weh getan hat scheint mir logisch, aber das ist in meiner Erinnerung nicht bleibend registriert, obwohl ich mir's, wenn ich mich ein bisschen anstränge, sehr gut vorstellen und darüber immer noch Schmerz fühlen kann. Aber es gibt noch genug Schmerzliches, also stränge ich mich nicht so an, und lasse es an mir vorbeigehen.

Als Kind war man dabei und fand's spannend und toll. Der kleine Junge auf den Familiengeburtstagen wusste noch nicht, dass er eine Minute später und fünfundfünfzig Jahre älter, an all das denken würde, als wäre es gerade passiert. Trotzdem, wenn ich zurückdenke, frage ich mich, was alles gesagt wurde, all die Worte, was ich noch davon weiß. Das ist so wenig, ich kann's kaum glauben, dabei gewesen zu sein, oder anders, was nutzt es, etwas mitgemacht zu haben, wenn man so wenig davon erinnern kann.

Über die Toten wurde geredet, über ernste Sachen, über Sachen von Bedeutung. Über Politik. Obschon wenn ich nicht glaube, dass da Diskussionen geführt wurden, es waren Gespräche von Leuten die sich sowieso einig waren und nicht verstehen konnten, dass der Rest der Welt das nicht so sah. Aber vor allem wurden da Geschichten recycelt bis in die Unendlichkeit, jedes Mal wieder mit einer Begeisterung, als wär's das erste Mal, die Pointe war jedem bekannt, jeder einzelne hätte sie wörtlich aufsagen können, aber sie wurde empfangen, als wäre sie grad eben ausgedacht worden, in einem Ausbruch von Gelächter und Anteilnahme.

Und wenn dann ein paar Gläschen gekippt waren, nie übermäßig viele, das war mehr was für die Jugend, die Damen Eierlikörchen mit Sahne, dann wurden schon mal Dinge erzählt, die dann, wie man sagte 'nicht für Kinderohren bestimmt waren' und wurde mit hochroten Köpfen gefeixt und verschmitzt in die Runde geschaut. Dass wir als Kinder dabei saßen, war überhaupt kein Problem, es ging mehr um den Gedanken, etwas Verbotenes zu sagen, als dass wirklich so viel gesagt wurde, alles ohne Hintergedanken, ganz sicher, wenn ich bedenke, was ich in meinem späteren Leben gesehen habe.

Es wurde nie spät. Das Leben ging am nächsten Tag früh los. Da gab's Kühe die gemolken werden mussten und die Leute, die nichts mehr mit Kühen zu tun hatten, waren noch zu tief verwurzelt in dem Leben, um schon zu der Erkenntnis kommen zu können, dass ein paar Stunden später anfangen auch eine Option war. Das war etwas für die folgenden Generationen.

Sie verschwanden wieder in der Nacht. In ihren eigenen Häusern, ihren eigenen Burgen, ihren Privatgeländen, egal wie klein, wo sie Herr und Meister waren. Wo ihr eigener Stuhl stand. Wo es so zuging wie sie wollten. Wo sie die Zigaretten selber in ein Gläschen stellten, wenn sie es waren, die Geburtstag hatten. Bis in zwei drei Wochen, denn die Familie war dermaßen groß, dass das immer weiter ging. Zuhause wurden die Gläser aufgeräumt, vielleicht schon wieder gespült, die Stühle kamen auf dem Dachboden, morgen wird nichts mehr davon zu sehen sein. Die Geschichten die man sich erzählt hat, hingen noch in der Luft, nahmen irgendwo Platz, in mir, aber eigentlich überall, ruhig abwartend, bis sie wieder jemand berichtete, um ihnen vielleicht einen Dreh zu geben, sie neu zu umarmen, sodass sie wieder ihre Funktion hatten, und bis dahin verhielten sie sich ruhig und wir gingen ins Bett. Ein anderer Abend als andere Abende. Lautlos zitterten die Worte nach.

Da habe ich meine Geschichten gelernt, dort wurde ich geformt, das ist zu meiner Art auf die Welt zu schauen geworden. Onkel die Hoheiten waren, Tanten wie Institute. Man hatte noch kein Urteil, alles war absolut und ewig. Keine Ahnung, dass Jahre später alle tot sein würden und nicht in Folge eines seltsamen Unglücks oder schweren Unfalls, bloß einfach, weil das Leben das Unglück oder der Unfall ist. Keiner mehr übrig. Sie waren unabhängig und sind nun tot.

Das Haus steht noch da. Die Geburtstage sind Momente in einer Zeit irgendwo, und werden Jahr für Jahr unverändert weitergehen, immer und immer wieder. Auch wenn das Lachen und die Aufregung, je weiter wir kommen, immer weniger werden. Langsam nachlassend, bis nichts mehr übrig ist. Stimmen die man, wenn man leise ist, immer noch hören kann.

Das ist ein kalter Tag. Wenig Leute auf der Straße. Ich friere in meiner Jacke.

Ich schaue das Haus an. Das war mein Haus. Das ist nicht mehr mein Haus.

Eine Krähe landet auf dem Dach.

Fakten zum Haus:

Eine Wohnung reich an Holz hat man es genannt. Als ich drei wurde, sind wir dahin umgezogen, ein Glückspiel meines Vaters, das schließlich gut gegangen ist, aber es war ein Glückspiel, ein Tagelöhner der ein Haus kaufte. Meine Mutter hat dem ihren relativen Reichtum der letzten Jahre zu verdanken gehabt, wiewohl sie sich noch lebhaft erinnerte, wie nervös sie war, und wie viel lieber sie gewollt hat, dass sie's nicht getan hätten, das Haus kaufen.

Es war aus reichlich Holz, um es billiger zu machen, nicht, um ihm eine schwedische oder beispielsweise amerikanische (Louisiana) Atmosphäre zu geben, das kümmerte sie nicht. Es ging um den Preis. Es musste bezahlbar sein. Aber als das Holz schließlich durch Stein hätte ersetzt werden können, war das nicht mehr möglich, weil eine Schönheitskommission entschied, dass der Charakter der Straße angegriffen würde, wenn das Holz verschwände. Der Stein kam trotzdem, aber da wurde dann doch wieder Holz gegen genagelt, um den ursprünglichen Entwurf aufrecht zu erhalten. Sünde, und überflüssig. Aber man könnte auch sagen, dass mein Vater, Dank des Holzes, das Haus bezahlen konnte und darauf durfte man sich auf diese Art auch am besten beziehen. Auch wenn das meinen Vater einen Dreck interessierte, dergleichen Dinge machten ihn nicht sentimental. Stein ist Stein und Holz ist Holz und Letzteres verlangt etwas mehr Unterhalt. Das war das Sentiment das er verstand.

Es gab ein Gärtchen davor, mit Rasen und paar Blumen und es gab ein Gärtchen hinten, mit Rasen und paar Blümchen. Mein Vater hat an diversen Stellen Schuppen gebaut und hinten einen kleinen Teich gegraben, mit Goldfischen drin. Er schwor, sie nie reingesetzt zu haben, dass die irgendwann mal einfach da waren. Wir haben ihm das erst viel später geglaubt, weil er es stocksteif so behauptete. Damals kamen wir zu dem Entschluss, dass es der Reiher gewesen sein muss, der den Teich besuchte. Dass der Fischeier an den Beinen gehabt haben muss. Als sie drin waren, mussten wir ein Netz über den Teich legen, um die Goldfische gegen denselben Reiher zu beschützen. So hatte man immer zu tun.

Liebe

-Findest du's nicht schlimm, dass du nichts mehr weißt?

Nein, sagte meine Mutter. Wenn man nicht weiß was man nicht weiß, ist das nicht so schlimm.

- Nein, sagte ich.

Nö, sagte sie, das ist wahr. Aber weit sind wir nicht gekommen mit der Diskussion.

-Nichts ist so wie's aussieht.

Nein.

-So ist doch immer etwas wahr, sagte ich.

Ja, so ist das Leben, sagte sie

Ich bin beim Ohrenarzt. Er hat mich untersucht und sagt: Ich hab eine gute und eine schlechte Nachricht. Du hast das Gehör eines achtzehnjährigen Jungen mit sechzig.

-Ist das die gute Nachricht?

Ja, denn da fehlt ein kleines Stück, kriegst du nie wieder, ist für immer weg.

Er zeigt mir ein Schaubild. An einer hübschen Linie fehlte ein Stückchen. Das wies er mir mit einem Stift nach.

Das fehlt dir.

Und seither weiß ich, dass ich keine Grillen mehr höre. Die sitzen genau in diesem Abschnitt. Beschwerden hab ich keine. Bloß wenn ich mit meiner Freundin zusammen bin. Die kann sich so gar nicht vorstellen, dass ich keine Grillen höre, dass sie mich jedes Mal, wenn wir an einer Böschung oder einer singenden Weide entlang kommen, fragen muss: hörst du die Grillen jetzt wirklich nicht? Und in dem Moment wird es ätzend, weil ich in dem Moment weiß, dass mir was fehlt. Und sie tut's immer wieder. Und jedes Mal folge ich dem Verlust.

Wirklich jemanden kennen lernen ist schwierig, vielleicht unmöglich.

Meine Mutter wollte Heldin werden. Vielleicht schreib ich das falsch auf. Meine Mutter war eine Heldin. Und schließlich bestickte sie das ganze Haus und ließ sich von nichts abhalten. Sie war immer flink, auch wenn das auf ihre eigenen Kosten ging.

Das muss sie unausstehlich gemacht haben.

Viel zu viel Energie. Viel zu laut. Viel zu viel Ehrgeiz. Viel zu viel.

Ich bin mal bei ihr vorbei, um rauszukriegen was sie noch wusste.

Ich wollte wissen, wie sie meinen Vater kennengelernt hatte.

Meine Mutter wuselte durch ihr Häuschen. Sprach über nichts und fand das unterhaltsam.

Beklagte sich nicht. Lebte ihr Leben aus.

-Du kannst immer weniger, sagte ich zu ihr, ist das nicht schwer?

Ja, sagt sie: ab einem bestimmten Punkt muss man alles aufgeben. Am Anfang war das nicht schön. Aber man kann dagegen machen.

-Was bleibt dir dann noch, später? Du siehst jetzt nichts mehr, du kannst nicht sticken, du kannst nicht mehr Zug fahren. Was bleibt dir dann noch?

Nichts, aber da denke ich jetzt nichts dran.

Immer gestickt und genäht. Nie stillgesessen.

Sie versucht ein Fotoalbum zu finden. Klappt nicht. Ich weiß nicht welches Fotoalbum genau oder warum.

Aber sie findet ein Zeichenbuch aus der Grundschule. Da steht sie, mit dem Buch in der Hand. Das Buch, in das sie vor fünfundachtzig Jahren in einer anderen Welt, hineingezeichnet hat. Sie blättert darin etwas abwesend, aber auch wieder nicht. Sie lächelt bei einer Zeichnung, ich weiß nicht warum. Das Buch das sie sucht kann sie nicht finden.

Aber ein Fotoalbum von ihrer Hochzeit.

-Zeig mal.

Sie haben in der Residenzstadt¹ geheiratet. Da kam sie her.

Ich schau mir die Menschen auf dem Foto an. Ziemlich viel Menschen. Ich hab immer gedacht, dass sie einsamer wären. Es wird gelacht. Sie waren so erschütternd jung. Das Leben lag noch vor ihnen.

Da vermischen sich dann Stadt und Dorf.

Das Fotoalbum von ihrer Hochzeit gibt es noch, all die Menschen nicht mehr. Sie ist die Letzte.

Was ist ein Leben, frag ich mich. Irgendwo unterwegs war es wichtig, irgendwo unterwegs war jemand bereit, dafür zu kämpfen.

Über ihren Hochzeitstag kann sie nichts mehr erzählen.

–Wurde gesungen?

Nein.

–Reden gehalten?

Das schon. Bestimmt.

–Und dein Hochzeitskleid?

(stolz) Selbstgemacht! Ich konnte alles machen. Auch, was ihr getragen habt. Ich konnte anstreichen, zimmern, Licht verlegen. Wir konnten alles mit unseren Händen.

Mussten wir auch, wir waren arm.

Boon, der Milchmann, der belieferte die Straße. Vater war arbeitslos. Ich konnte die Milch nicht bezahlen. Boon sagte: ich stell sie trotzdem vor die Tür. Ich vertraue dir, du hast nie Schulden gehabt. Und ich hab jeden Cent zurück bezahlt. Mit 'nem Dubbeltje² kam ich schon weit. Aber ich

schämte mich da wohl für. Tja, es gibt im Leben immer wieder Enttäuschungen.

-Welche denn?

Weiß nicht. Ich behalte die nicht, sonst hat man kein Leben mehr.

Wovon träumte meine Mutter?

Tante Corrie, die damals noch nicht meine Tante war, war Freundin meiner Mutter in der Residenzstadt, und sie war mit einem Insulaner verheiratet. Onkel Dirk. Der Bruder von meinem Vater. Tante Corrie hatte eine Nichte auf der Insel, und die kriegte ihr drittes Kind, und die fragte: kannst du helfen kommen. So kam Tante Corrie auf die Insel. Und so verliebte sie sich in Onkle Dirk. In der Residenzstadt haben sie geheiratet, Corrie und Dirk. Auf der Hochzeit war mein Vater auch.

-Also da hast du Vater zum ersten Mal gesehen.

Nein, damals ist er mir nicht aufgefallen.

-Und er?

Nein, auch nicht. Er hat später, als ich ihn danach fragte, mal gesagt, dass er mich wohl gesehen habe, aber gedacht habe, das ist nichts für mich.

-Und später wohl?

Ja.

Wieso?

Da lebte ich dann auf der Insel. Ich war krank und musste mal raus.

Und da war dein Vater.

-Krank? Wieso?

Sie war fünf Jahre verlobt, und das war grade ein paar Monate aus.

-Warte mal, du warst fünf Jahre verlobt?

Ja.

-Fünf Jahre?

Ja.

-Wann?

Nach dem Krieg.

-Mit wem?

Jan hieß er.

[...]

¹ *Den Haag*

² Volksmund für die *10 Cent-Münze* in der Vor-Euro-Zeit